

Die Machete in meiner Hand fühlte sich schwer und sperrig an und in meinen schwitzigen Fingern lag der Griff alles andere als sicher. Nach den wenigen Stunden Schlaf machte mir die Mittagshitze mehr zu schaffen als sonst. Während Amelia und Evelien fröhlich plauderten und die Macheten durch das Gras schwingen, kostete mich jeder Hieb Anstrengung.

Einige hundert Meter talabwärts hinter der Kakaopflanzung lagen drei riesige Erdaushübe in der Landschaft, die in Fischteiche verwandelt werden sollten. Dazu wurden die Becken zunächst mit der Machete vom Gras frei geschlagen, bevor wir sie mit Wasser füllen würden. Die Arbeit stellte sich als mühselig heraus und wir kamen nur schleppend voran. In der Mittagspause hatte es kräftig geregnet und nun stach die Sonne wieder unerbittlich auf uns nieder. Vom Boden stieg die Feuchtigkeit in Dampfwolken empor.

Ich zog mir die Kappe tiefer ins Gesicht und legte mir den Zopf in den Nacken, in der Hoffnung er würde meine Haut vor dem Verbrennen schützen. Während mir der Schweiß aus allen Poren trat und meine Wangen wie zwei Heizkörper weiter vor sich hin glühten, beförderten mich meine Gedanken geradewegs hinein in die Erinnerung an die vergangene Nacht. Ich konnte mich nicht sattdenken an dem Gefühl, mit dem ich am Morgen neben Flavio aufgewacht war. Ganz allmählich war ich in der morgendlichen Welt angekommen, mit dem köstlichen Gedanken, dass ich genau dort war, wo ich sein wollte. In Sacha Yacu, neben Flavio.

Ich riss mich zusammen und lenkte meine

Aufmerksamkeit zurück auf meine Arbeit. Mit dem Minimum an Konzentration, das mich ohnehin schon den ganzen Tag begleitet hatte, riskierte ich noch ein blutiges Ende des Nachmittags.

Ich warf einen Blick zu Fredy, der an der Abrisskante stand und gedankenversunken an ein paar Grashalmen zupfte. Niemand schien sich daran zu stören, dass er sich selbst von der Arbeit beurlaubt hatte. Sein verlorener Blick und die Melancholie in seinem Gesicht ließen ahnen, dass Fredy wieder einmal in Liebeskummer schwelgte. War es die Trennung von Caroline oder inzwischen eine sich anbahnende Verliebtheit in Gaby?

Ich blickte auf das Hangstück, das ich Meter für Meter von der Vegetation befreite. *Wom*, durchfuhr es mich, als aus dem Gras plötzlich ein riesiges wurmähnliches Tier auftauchte. Der ockerfarbene, glänzende Körper lag fast regungslos in der prallen Sonne. Offensichtlich hatte ich dem Wesen gerade das Versteck geraubt, womöglich sogar auch einen Hieb mit der Machete versetzt. Ich lehnte mich vorsichtig nach vorne, um das Tier genauer unter die Lupe zu nehmen.

»Andrea! Schau mal, hier ist ein Riesenwurm!«, rief ich. Noch nie hatte ich einen Regenwurm dieser Größe gesehen. Würde man den Körper in eine gerade Linie legen, musste er mindestens einen halben Meter messen. Nach den überdimensionalen Exemplaren an Taranteln, Grashüpfern, Spinnen, Motten und undefinierbaren Flugobjekten, die ich während der letzten Wochen zu Gesicht bekommen hatte, konnte mich allerdings kaum noch etwas in Verwunderung stürzen.

»*Mierda!*«, fluchte Andrea und stieß einen spitzen Schrei aus, als sie neben mir zum Stehen gekommen war, »komm da *weg!*«

Mit einer schnellen Bewegung packte sie mich am Handgelenk und riss mich herum, woraufhin wir einige

Meter nach hinten strauchelten.

»*Qué?*« Verwirrt blickte ich Andrea an, stellte fest, dass ihr die Angst ins Gesicht geschrieben war.

»Das ist *kein* Wurm!« Andrea wischte sich mit dem Armrücken den Schweiß von der Stirn. »Es ist eine Schlange. Eine verdammt giftige noch dazu. Flavio!«

Inzwischen waren alle Köpfe in unsere Richtung gedreht. Flavio kam mit langen Schritten von der anderen Seite zu uns herüber.

»*Shüt!*«, zischte er und biss sich auf die Unterlippe. Es war die Art von Fluch, mit der er sich ebenso über einen heruntergefallenen Teller ärgerte. Sein Tonfall und die tiefen Furchen im Gesicht jedoch vermittelten mir die Einsicht, dass ich knapp einer Katastrophe entgangen war.

»Oh«, war alles, was ich hervorpresste.

»Wir müssen sie wohl oder übel töten. Wer macht das?«

Der Rest der Gruppe hatte sich in großzügigem Abstand um die Stelle versammelt, an dem sich das Tier noch immer auf dem Boden krümmte. Hin und wieder ging ein Zucken durch den langen Körper, der offensichtlich nicht mehr in der Lage war, aus seiner gefährlich exponierten Lage zu fliehen.

Flavio war es schließlich, der dem Schlangenleben mit zwei Hieben auf den Hals ein Ende setzte. Einträchtig starrten wir auf den schmalen braunen Körper. Dunkelrotes Blut quoll unter der ledrigen Reptilienhaut hervor.

»Ist sie tot?«, fragte Andrea und Flavio bestätigte mit einem Kopfnicken.

»Mann, hast du ein *Glück!*« Ungläubig schüttelte Fredy den Kopf.

»Schau her!« Andrea trat an die tote Schlange heran. »Siehst du die Form des Kopfes?« Ich beugte mich hinüber und musterte ungläubig das tödliche Wesen, das ich für

einen harmlosen Regenwurm gehalten hatte. Noch immer spürte ich, wie mir das Herz gegen die Brust hämmerte und mein Gesicht hatte sich in glühende Lava verwandelt. Wie hatte ich so dämlich sein können!

»Der Kopf ist dreieckig. Das ist bei den meisten giftigen Arten der Fall. Und siehst du die Schwellung am Hals?« Ich beugte mich noch tiefer, musterte den winzigen Kopf des Tieres, den prallen Rachen und die knopfartigen schwarzen Augen, die mich reglos anstarrten.

»Sie muss kurz vor einem Angriff gewesen sein. Sie hatte bereits Gift im Rachen gesammelt. Vermutlich hast du sie nervös gemacht und gerade noch rechtzeitig mit der Machete getroffen. Du musst einen echt guten Schutzengel haben.«

»Wie giftig ist die?«, fragte ich und überlegte im nächsten Moment, ob ich die Antwort tatsächlich hören wollte.

Andrea zögerte und warf einen Blick zu Flavio.

»Zwanzig Minuten, höchstens eine dreiviertel Stunde«, sagte er und als mein fragender Blick eine weitere Erklärung forderte: »Danach bist du tot.«

* * *

Einige Stunden später, als die Mannschaft von den Strapazen erholt und frisch geduscht in der Küche zusammensaß, hingen meine Gedanken noch immer verfangen im Erlebnis des Nachmittags. Während Adrián und Gaby Gurken und Tomaten in eine Salatschüssel ploppen ließen und Fredy aus heiserer Kehle *Please forgive me* trällerte, saß ich zusammengekauert auf der Holzbank und blickte hinaus in die Abenddämmerung. Von Osten her schob sich ein dunkles Wolkenband in das stählerne Blau des Himmels und warf ein düsteres Licht über die langsam schwärzer werdenden Waldkronen.

Beinahe hätte die Begegnung mit einer Schlange meiner

Zeit in Sacha Yacu ein übles Ende gesetzt. Beinahe hätte sie meinem Leben ...

Du musst vorsichtiger sein, klang Flavios Warnung in mir nach. Aber wie konnte man solche Dinge vorhersehen? Als ich in Gedanken unseren Tagesablauf durchging, schien es mir, als könnte es in jeder Sekunde passieren. Ein Schlangenbiss, ein ungünstiger Sturz bei einer Flussüberquerung, ein Unfall mit den Pecaries oder den Affen, ein infizierter Moskitostich. Was beschützte uns schon vor den Tücken der Wildnis? Ein *Schutzengel*, wie Andrea gesagt hatte? In meinem Fall war es jedenfalls weder mein scharfer Verstand noch meine Vorsicht gewesen.

Mein Blick fiel auf das alte Bücherregal an der Wand, in dem sich teils mit zentimeterdicken Staubschichten überzogene Schmöcker der vergangenen Freiwilligengenerationen aneinanderreiheten. Dort stand nun auch das Buch, das ich während meiner Reise gelesen hatte. Eine kurze Geschichte über das Vertrauen. Gut mit der Angst umzugehen, so die Kernaussage, bestand einzig und allein darin, auf das Leben zu *vertrauen*. Darauf, dass am Ende *alles gut sein würde* und dass zu *jeder Zeit* für einen gesorgt wäre. So sehr meine Vernunft darauf pochte, dass die Realität ganz anders aussehen konnte – möglicherweise war so etwas wie ein tiefes Vertrauen in das Leben genau das, was ich an diesem Ort brauchte. Möglicherweise war es das *Einzigste*, was ich gebrauchen konnte. Und *was*, als Fremde in der Wildnis, blieb mir auch anderes übrig, als einfach zu *vertrauen*.

* * *

Evelien, Gaby und Amelia waren die treibenden Kräfte, durch die sich fünf Lieder in Sacha Yacu wie die Hymnen des Dschungels verbreiteten. Während ich früher vor allem Fredy und Flavio, manchmal auch Raul und Julio zum Singen hatte überreden können, begeisterten sich nun auch

die anderen Freiwilligen.

Während der Mittagspause, am frühen Abend oder nach dem Essen saßen wir zu fünft, zu sechst, manchmal mit der kompletten Gruppe zusammen und sangen dieselben fünf Songs rauf und runter und hinaus in den Wald: *Rayando el sol*, *Vivir sin aire*, *Zombie*, *Leaving on a jet plane* und zum Schluss stets das *Aleluya*.

Niemand schien müde zu werden von den gleichen Melodien und Texten und immer wieder stolperten wir über die gleichen Stellen. Genauso war niemand müde, jedes Mal darüber zu lachen, wenn unsere Stimmen erneut in Chaos ausbrachen und demjenigen, der den Part am schlimmsten verpatzt hatte, ein anerkennendes Schmunzeln zuzuwerfen.

Ich beobachtete, wie die Lieder allmählich nicht mehr eine bloße Nachmittagsbeschäftigung blieben, die uns nach der Arbeit zusammensitzen ließ. Die Musik schlug Wurzeln, in Sacha Yacu, in unseren Köpfen, inmitten unserer kleinen Gemeinschaft. Kaum jemand entzog sich den Proben auf dem Balkon oder auf den Stufen vor der Küche.

An manchen Vormittagen, wenn man gerade mit der Schaufel Affenscheiße zusammenkratzte und sich mit dem Handrücken die Mücken aus den Augen rieb, vernahm man plötzlich von irgendwoher ein »*Aleluya ...*« und wusste, dass das Team der Coatis nicht weit sein konnte. Genauso wurden die Melodien beim Kochen, beim Kartenspielen und unter Dusche gesungen. Raul liebte es, jeden Morgen ein kräftiges »*Rayando el sol!*« vom Balkon hinunterzujohlen und erhielt manchmal eine halbherzige Antwort von Fredy oder Flavio »*Desesperación!*«, wenn die gerade in Hörweite waren.

Eines Tages überfiel mich ein lächerlicher, aber viel zu schöner Gedanke, den ich nach der Mittagsprobe mit den anderen teilen musste.

»Warum singen wir nicht in Puyo auf der Straße?«

Während Flavio und Raul die Idee für einen Witz hielten, hatte ich die anderen sofort für mich gewonnen.

»Na klar! Die Sacha Yacu Band!«, jubelte Fredy und seine Augen leuchteten wie bei einem Kind, das von sich als Rockstar auf Welttournee träumte.

»So etwas gibt es hier doch gar nicht, Straßenmusikanten. Die Leute wüssten gar nicht, was sie mit uns anfangen sollen«, meinte Flavio mit kritischem Blick.

»Ja und genau deshalb machen wir es! *Sí o no?*«

Seit diesem Tag schwebte der Plan in der schwülen Luft und wenngleich jeder von uns an der Ernsthaftigkeit des Vorhabens zweifelte, war ich dennoch überzeugt, dass dieser bunte Haufen Menschen genau der richtige war, um Ideen einfach mal in die Tat umzusetzen.